Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1930)
Heft: 5

Rubrik: Anmerkungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anmerkungen

von Max Rychner

BERLIN

Die Ankunft in Berlin hat etwas ganz Allgemeines. Vom Moment an, wo das Tempo des Zuges abfällt und die Einfahrt beginnt, schwebt man zwischen der Ungewißheit, ob man einer listig materialisierten Abstraktion « Stadt » begegne, und der Gewißheit, daß sich diese Frage vorerst nicht lösen läßt. Die Kiefernwälder, durch die der Blick hindurchdringt wie durch große, oben gegen Fliegersicht buschig maskierte Zäune, hören mit einmal auf und die Trostlosigkeit der Vorstadt beginnt. Dort wo sich die großen Städte mit dem Land berühren, zeigen sie sich von einer unpersönlich häßlichen Seite, und das Land scheint abzurücken und einen gleichgültigen Gürtel freizugeben, der nicht mehr recht zur Natur, auch noch nicht zu der Schöpfung Stadt gehört und deshalb zweideutige Traurigkeit ausstrahlt. Terrain vague. Wo jedoch die « Umgebung » anfängt, wird alles wieder gut, dort feiert die Landschaft ihre ewigen Triumphe der Jahreszeiten, sie ordnet ihre Farben in sanftem Überschwang und jagt jeden Abend die Vorortzüge siegreich in die städtischen Bahnhöfe zurück.

Die Bewegung wird immer geringer und versiegt. Plötzlich ist man mitten drin. Wiedererkennen, blitzhaftes Emporschießen von Erinnerungsbildern, die an der Wirklichkeit erneut verifiziert sein wollen; man ist auf eigentümliche Art in seinem Element: ein früheres fragmentarisches Leben, das man hier führte und von einem Tag auf den andern abbrach, wird wieder aufgenommen und fortgesetzt. Die Jahre seither zählen mit einem Schlag nicht mehr, versinken in Untergründe, aus denen sie schreckhaft gegenwärtig wieder heraufsteigen werden. Mechanismen, die jahrelang nicht geübt wurden, funktionieren ganz selbstverständlich: an dieser Litfaßsäule studiert man den Theaterzettel; an der Ecke ist ein Zigarrenladen, wo der Vorsorgliche die Bestände ergänzt; davor kauft man eine Zeitung, es *muß* sein, denn es war damals so; jetzt wandelt man dem nahen U-Bahnhof zu, diese Straße hinunter, die nicht viel für sich hat, gegen die sich auch wenig Interessantes vorbringen ließe; es ist eine Straße, sonst nichts. Sie verlockt nicht zum Schauen; man versteht mit den Instinkten das Tempo der Dahin-

eilenden und fällt stumpfsinnig ebenfalls in geschäftige Hast. Unausbleibliche Folge: die Angst zu spät zu kommen umschnürt das Herz. Man ist zwar an keine Zeit gebunden, die nächsten Stunden harren der Verschwendung, doch eilend fühlt man sich schon um sie betrogen. Ein Ruck der Selbstbeherrschung ist nötig, um die scharfe Gangart zum Schlendern zu mildern, ohne immer wieder in den Wettlauf um nichts zu verfallen.

Sachsen und Pommern, die in Berlin leben, sind sehr angetan vom Tempo dieser Stadt; sie rühmen und bewundern es. Die Untergrundbahn und die Autos fahren jedoch nicht schneller als sonst irgendwo. Aber die Fußgänger! Schräg eilen sie dahin als würden sie vom Bewußtsein gehetzt, das Eigentliche des Lebens zu versäumen. Die Damen am Kurfürstendamm, deren Bestimmung es ist, zum Verweilen zu laden, sausen angestrengten Blickes nach vorn als kämen sie aus dem Unendlichen und berührten diese Erde nur flüchtig als Tangenten. Und die Männer stieben dahin als gälte es den Wettlauf, wie ihn Zenon von Elea zwischen Achill und der Schildkröte stattfinden ließ... und dessen Aussichtslosigkeit für Achill er mit seiner grausamen Mathematik bewies. Tempo kann Zeit einbringen, doch hier wird dieses kostbare Kapital nicht angelegt, sondern gleich wieder an hundert Dinge vertan. Sehr oft an Leistungen, denn es ist eine Regel, daß nur Leute, die keine Zeit haben, immer noch Mehrleistungen hervorbringen. Zu einer sinnlos selbstherrlichen Macht wird das Tempo beim Sechstagerennen, wo es sich einiger Radfahrer in farbigen Trikots als Vehikel bedient, um in Erscheinung zu treten. Nachts zwei Uhr z. B. geht man hin; zwanzigtausend Menschen füllen die Ränge und lassen eine wohlige Aufregung durch sich fiebern. Stumm und gebeugt trampeln die Helden seit vier Tagen und Nächten über den ovalen Parkettstreifen; zuweilen stürzt einer, man schaut kaum hin.

Junge Literaten besuchen gern das Sechstagerennen, es sagt ihnen zu. Sie vermögen sich zu ereifern. Was finden sie hier? Das Leben. «Unbedingte Lebensnähe.» Und wem entrinnen sie endlich einmal auf eine Stunde? Dem Intellekt. Das wäre im Einzelfall nachzuprüfen, aber soviel steht wohl fest, daß sie das Leben aus erster Hand haben wollen. Sie suchen es vor allem dort, wo mindestens zweitausend Menschen versammelt sind: bei Rennen, im Kino, in politischen Versammlungen. Insofern sind sie sehr demokratisch, als die unmittelbarste Gefühlsäußerung der größeren Masse ihr Urteil bestimmt. Der nacheilende Gedanke will nur verstehen und interpretieren, nicht selbst-

mächtig konstruieren. Es ist in vielen Fällen ein seltsam aesthetisches Verhalten: der Gefühlsausbruch einer Versammlung wird als solcher, als seelische Naturerscheinung, rein nach der Intensität und nach der Äußerungsweise bewertet. Das Hemmungslose, Leidenschaftliche, aber auch schon das Laute und Übertriebene hat große Aussichten, zu überzeugen, wenn es von einer Menge brausend vorgebracht oder aufgenommen wird. Es ist nun nicht so, daß diese Einstellung ohne weiteres parteipolitische Hintergründe hätte: es sind nicht nur die linksgerichteten Schriftsteller, die heute magische Schauer vor dem empfinden, was je nach der Richtung Gesamtheit, Volk, Kollektivität geheißen wird. Ein starker Drang nach Gemeinschaft, nach Einsgefühl mit dem Volk ist auf allen Seiten vorhanden,[1]) und gerade bei vielen Jüngeren herrscht Angst davor, als Abseiter, als minderbewertete « Intellektuelle » zu gelten, die dem gemeinschaftlichen Fühlen entfremdet seien. Da geben die Schwächern lieber alle geistige Selbständigkeit preis: was von Millionen Menschen gedacht und gewollt wird, so argumentieren sie, hat tausendmal mehr Realität als was nur in Tausenden lebt. Das hat der Schriftsteller darzustellen, schlagend und durchschlagend zu formulieren. Die Masse wird es dann lesen und sich selber in diesen Büchern wiederfinden... so ist der Kreislauf geschlossen, alles ist darin eingefangen, und nichts und niemand fällt aus dem Rahmen. Ein Schema, worin alles zu stimmen scheint, bis auf die Voraussetzungen. Der neue preußische Kultusminister, Herr Grimme, hat in seiner ersten Rede die Bedeutung des Intellektuellen daran ermeßbar erklärt, inwieweit dieser « Exponent einer Masse » sei; dies muß der linksradikalen Literatenschaft aus ihrem Herzen gesprochen erschienen sein, aber das ganze geistige Deutschland erschrak aufs tiefste und rebellierte dagegen. Die Liquidation der deutschen Kultur ist offenbar doch noch unpopulär.

Was nun die erwähnten Schriftsteller betrifft, so suchen sie Gemeinschaft, Anschluß an eine Gruppe oder Partei, an irgendeine Menge, einmal um sich als « Exponenten » fühlen zu können oder als Repräsentanten. Es ist leicht, eine fertige lieferbare Weltanschauung oder Gesinnung, die an die Intelligenz keine verwegenen Ansprüche stellt, zu übernehmen und mannigfach variierend zu verkünden. Außerdem – das ist nicht zu unterschätzen – ist es ein Karriereweg wie ein anderer: man

[1]) Zwei symptomatische Zeugnisse dafür: von linksradikaler Seite Bernard v. Brentanos Schrift *Über den Ernst des Lebens* (E. Rowohlt Verlag, Berlin), von konservativer Seite Gustav Steinbömers Essayband *Abtrünnige Bildung* (Niels Kampmann Verlag, Heidelberg), darin die Aufsätze «Interregnum und Forderung», «Persönlichkeit», «Oberschicht und Adel», «Adam Müller», usw.

hat als Abgestempelter so und soviele Publikationsmöglichkeiten, Verlage, Aussichten auf Besprechungen usw., ein Publikum, das gern liest, was es schon weiß und denkt. Man läßt sich so leicht von den eigenen Gedanken faszinieren, wenn man ihnen in irgendeinem fremden Buch begegnet. Für schmiegsame Begabungen eine ziemlich sichere Laufbahn wie für andere Krämerseelen. Wieviel «revolutionäre Literatur» war eine reine Konjunkturangelegenheit! Und ist es noch. Andere unter diesen Vertretern nehmen ihre Aufgabe schwerer, sie wollen wirkend Verantwortung auf sich laden. Doch oftmals bleibt es bei der bloßen Reklamation oder Einbildung einer Verantwortung, die solchen Wortführern einen Nimbus abgeben soll, ohne daß sie sie wirklich mit all ihrer Last und Gefahr zu tragen haben, ja ohne daß sie überhaupt daran teilhaben. Aber nun endlich abgesehen von den zwei- bis mehrdeutigen Figuren: es bildet sich ein neuer Typus junger politischer Schriftsteller heran, dem es wichtiger scheint, die Reichstagssitzungen zu verfolgen als die einzelnen Wellenschläge des ungeheuren Literaturstroms, den die zahllosen Verleger trotz allem Gejammer über die harten Zeiten hervorstrudeln. Sie suchen nach einem ideologischen Überbau der Politik, von dem aus wieder aktive fruchtbare Kräfte in diese zurückstrahlen könnten. Auf der Rechten sind dafür Namen bedeutsam wie Ernst Jünger, Franz Schauwecker (Tribüne die Zeitschrift *Ja und Nein*), die Verkünder eines integralen Nationalismus; ferner eine Anzahl von Autoren, die sich im *Ring*, den H. von Gleichen herausgibt, zusammengefunden haben. Von beispielhaft welt- und zeitaufgeschlossenem Konservativismus ist die *Europäische Revue* (Herausgeber Karl Anton Prinz Rohan, Redaktor Max Clauss), die gleichsam den organischen Prozeß der Weltgeschichte in ihrem Werden aufzuzeigen und kritisch zu bestimmen unternimmt. Die Mittelparteien haben für die Jugend wenig anziehende Kraft, sie entscheidet sich vorwiegend für die extremen Haltungen; entweder ist sie national oder sozialistisch. Und die Anhänger der Mittelparteien sind es sehr oft nicht aus der Überzeugung, damit ihrem Ideal zu dienen, sondern als Gegengewicht im Hinblick auf die Gefahren der beidseitigen Extreme eine konsolidierende und stabilisierende Funktion zu erfüllen. Demokratisch mit Einschlag nach links ist das von Stefan Großmann herausgegebene *Tagebuch*, radikal links, ebenfalls eine Wochenschrift, *Die Weltbühne*, beißend kritisch und satirisch; besonders der unter vielen Pseudonymen in vielen Sätteln gerechte Kurt Tucholsky muß da als vehemente Begabung genannt werden.

Solche Zeitschriften sind, neben den großen Parteiblättern, Kristallisationssysteme für politische Gedanken und kritische Argumente; sie sind zugleich Zeughäuser und Rüstkammern, erfüllt mit geistig-politischer Begriffsmunition.

Die Luft schwirrt von Politik in Berlin, und die fast stündliche Überschwemmung der Straßen mit Papierspringfluten – jeden Augenblick ist wieder eine Zeitung herausgekommen und wird von den Austrägern mit unermüdlichem Singsang ausgerufen – entfacht eine gewisse Erregung und hält sie wach; die sensationellen Titel sind darauf angelegt, die dürftigsten Ereignisse dramatisch aufzutakeln, so daß der Straßengänger das Gefühl kaum los wird, dauernd inmitten von Krisen und weltändernden Entscheidungen zu leben. Das Inszenesetzen wird hier auf gerissene Weise gehandhabt, in der Stadt der durchgebildetsten Theater und des geltungsgierigen Bluffs.

Berlin empfindet sich heute mit selbstverständlicher Läßigkeit als deutsche Kapitale, und das nicht allein im politisch-wirtschaftlichen Sinn, sondern ebenso im Kulturellen. Es vergilt nun den jahrzehnte währenden Haß der Länder gegen sich mit einer ruhigen Gleichgültigkeit gegen das Reich, ja mit einem Gefühl der Überlegenheit. Denn bei aller Abneigung, die noch gegen sie lebendig sein mag, wächst der Magnetismus der Hauptstadt seit einigen Jahren gewaltig und zieht von den besten Kräften des ganzen Landes heran. Aus bedeutenden Städten des Reiches werden die Klagen darüber immer lauter, daß ihnen die angesehensten Vertreter des Geisteslebens von Berlin verhext und geraubt werden. Universität, Forschungsinstitute, Presse, Kunsthandel und Verlagswesen, Theater und Musik: auf allen Gebieten hat Berlin den hartnäckigen Willen, die höchste Quantität höchster Qualitäten sich zu gewinnen. Damit ist die Frage der Zentralisation gestellt, die in Deutschland in der Luft schwebt und unheimlich knistert.

Willy Hellpach sieht in der Berliner Zentralisation eine « eminente Gefahr für das Leben des deutschen Volkes, die zu bannen alle die Augen aufmachen und Hand anlegen sollten ». Es gibt Pessimisten genug, die nun einen Prozeß entfesselt sehen, dem nicht mehr Einhalt geboten werden kann und der die Provinz zugunsten der Kapitale kulturell verbluten läßt; sie verweisen auf Paris und Frankreich oder auf Rom und das Imperium und sehen für Deutschland eine berechenbare historische Analogie voraus. Richard Korherr hat im Märzheft der *Süddeutschen Monatshefte* (München) statistisches Material ausgebreitet, das die Gefährlichkeit des Molochs Weltstadt aufzeigen soll,

in dem er nicht bloß ein steriles, sondern aktiv verderbliches Prinzip verkörpert sieht. Aber diese Melodien von der religiösen Dürre, der seelischen Verflachung, der sittlichen Verwilderung und geistigen Verkrüppelung durch die Großstadt sind alt und in der Tendenz wie in der Erkenntnis nicht ungetrübt durch gefühlshafte Voreingenommenheiten. Es ist der Versuch, einem Phänomen nichts als Schattenseiten abzugewinnen. Berlin zu verketzern wird nichts fruchten, es müßte im Gegenteil die innere affektlose Freiheit dieser Stadt gegenüber angestrebt werden, die von Überschätzung wie Unterschätzung gleich fern ist. Die Provinz wird Berlin mit ihrer Abneigung nichts anhaben können, sie vermag die Hauptstadt nicht zutode zu kritisieren; und könnte sie es, so wäre noch nichts gewonnen, denn für sie kommt es weit eher darauf an, in sich selber lebendige, wirkende Kulturkräfte am Leben zu erhalten und erneut zu erzeugen, die aus ihrem innersten Wesen emporquellen und die ihren Zauber wie ihre Bedeutung innerhalb der großen Familie der Stämme und Länder ausmachen. Vielleicht ist ein Grund für den Haß gegen Berlin der, daß die Hauptstadt, ohne es zu wollen, einzig durch ihr gewaltiges und gewalttätiges Dasein an die Provinz die härteste Forderung nach Selbstbehauptung durch Leistungen stellt. Nicht daß diese Leistungen widerwillig unternommen würden, im Gegenteil; aber daß sie unter dem Druck der Vitalität Berlins aus der Sphäre der Freiheit in die der Notwendigkeit und des Zwanges verlagert werden, das mag bitter sein für die Provinz. Man hätte gern gelebt, nun wird man gleichsam dazu kommandiert, sich seines Lebens zu wehren. Preußens Hauptstadt ist ein Bienenkorb, aus dem die Imperative in alle Ewigkeit über das ganze Reich ausschwärmen; ihr Honig ist eine holde Illusion, der Stachel jedoch realste Realität. Daß Berlin tonangebend sein soll, gerade in kulturellen Dingen, ist für die Länder mit alter bodengewachsener Kultur ein Paradox. Sie empfinden die ihnen auferlegte Metropole nicht nur als kulturlos, sondern als undeutsch bis antideutsch. Besonders der Westen und Süden sind voller Vorbehalte und Bedenklichkeiten, also der klassische deutsche Kulturraum. Das begnadete Land, wo Brot und Wein wächst, bewahrt sein stolzes Selbstgefühl gegenüber der « zementnen Rose », wie Berlin in einem dithyrambischen Gedicht von Johannes Becher genannt wird, d. h. gegenüber dem Land der Kiefern und Kartoffeln. Selbst wo man keine Einwände mehr vorbringt und sich mit der Sachlage abgefunden hat, will man nicht vor der Welt durch Berlin repräsentiert sein. Das nicht!

Eine Weltstadt ist im Lauf weniger Jahrzehnte entstanden, die, aus besten und zweifelhaftesten Substanzen des Reiches genährt, heute irgendwie auf der Linie New York-Moskau liegt. Was ihr als Mangel angekreidet wird, ihre Traditionsarmut, legt sie sich als glückliche Fügung aus: sie meint, unbelastet und lebenstüchtiger ihre Sendung antreten zu können, die in der Zukunft liege. Hier sollen neue Lebensformen und -normen sich ausbilden, hier werden die Standardbegriffe der neuen, vital innervierten Weltkultur für Deutschland geprägt und in Umlauf gesetzt, und hier soll mit den deutschen Gemütsfetischen aufgeräumt werden, auf die man die Spitzworte muffig, bürgerlich, hergebracht wie Vitriolspritzer schleudert. Unter diesen Fetischen sind Religiosität, Philosophie, Bewahrung seelisch-geistiger Besitztümer, deren Aktualität nicht sogleich ausnutzbar oder umsetzbar ist, ferner vieles und wertvolles von dem verehrungswürdigen Bestand, der dem Reich der Seele innewohnt. Man dichtet sich eine Mission an gegen die deutsche Sentimentalität, ohne je von ihr geplagt worden zu sein, und man verschüttet schmerzlos edle Goldadern der Innerlichkeit. Wilhelm Hausenstein hat einmal eine sehr nachdenkliche Feststellung gemacht, die, « daß es in Berlin keine Kirchen gibt... Es beweist, daß Berlin vor aller Erfahrung und über alle Erfahrung hinaus nicht die Mitgift besitzt, aus der Kathedralen entstehen. Es ist eine hoffnungslos antikathedralische Stadt ». Damit ist unmittelbar ein seelischer Sachverhalt charakterisiert und gewertet. Das etwas laute Gebaren um die modernen Zweckbauten, Warenhäuser, Flugzeughallen, Wohnkolonien usw. büßt in seiner dogmatischen Heilsbotschaft an Überzeugungskraft ein in dieser Stadt, in deren Lebensgeschichte zwei oder drei bedeutende Architekten eine Rolle gespielt haben, und wo einzig Bedürfnisse Bauten hervorriefen, nie aber innerer exuberanter Überschwang eine Formenwelt aus sich hinausschleuderte. Das Vakuum der rationellen Bedürfnisse hat diese Steinmassen hieher- und in Häuserformen gezogen, nicht das produktive Verlangen nach Gestaltgebung eines vorhandenen künstlerischen Reichtums. (Einige ältere Bauten, in denen sich der Staat oder Staatsgewalten repräsentieren, haben auch ohne bezwingenden stilistischen Eigenwuchs den Schimmer einer Idee an sich, die noble Aura einer gehaltenen und reinen Gesinnung, deren ästhetischer Ausdruck etwas karg aber echt und suggestiv geriet.)

Doch jedes streng vereinfachende Schema unterschlägt Teile der Wahrheit, um andere um so deutlicher zu belichten. Das rationale,

unmetaphysische, areligiöse Berlin – es spiegelt sich vielleicht derzeit selber allzu gern in diesen Klischees, um sie wankelmütig morgen zu verwerfen – hat diese konstitutiven Mängel irgendwie zu kompensieren versucht. In einer Hinsicht transzendiert es seine Vernünftigkeit immer wieder, da diese oft genug in den Niederungen des Platten und Geistlosen sich groß aufspielt; die Stadt besitzt ein feines und geschultes Organ für den höchsten profanen Kult der Musik. In den reproduktiven Techniken der Konzerte, Theater und Oper erreicht sie eine ihr wesenseigene Genialität, die sie zu etwas ganz Einzigem erhebt. Ihr gierig aktives Tagwesen findet am Abend seine überirdische Ergänzung in den Harmonien des seligen Klangraumes, der sich darüber hinwölbt. Trotz dem Krieg und der ihm nachfolgenden teilweisen sozialen Umschichtung, hat sich hier ein musisch durchgebildetes Publikum erhalten, das allein die Stadt als ein Kulturzentrum zu rechtfertigen vermöchte, eine innerlich aufgeschlossene strenge Gemeinschaft, die sich nur das ganz oder nahezu Vollendete bieten läßt. Solche Ansprüche sind produktiv, die Leistungen wachsen an gesteigerten Forderungen. Es ist immerhin eine witzige Situation, daß das als undeutsch verschrieene Berlin die deutsche Kunst par excellence weltgültig vertritt. Namen wie Furtwängler, Bruno Walter, Klemperer, Kleiber u. a. garantieren, daß hier die guten Geister der Musik ein legitimes Heimatrecht haben und immer wieder beschworen werden, um die Sterblichen an « Höheres und Höchstes » zu mahnen, wie es Zelters großer Freund nannte.

(Schluß folgt.)